

Fiona McIntosh
Der Duft der verlorenen Träume

Buch

Provence, 2. Weltkrieg. Luc Bonets Herz gehört seiner Heimat; sein Lebensmittelpunkt ist die Lavendelfarm seiner Familie. Doch dann werden seine Eltern und Geschwister gefangen genommen und verschleppt, und Luc weiß, dass er sie niemals wiedersehen wird. Übermüdet von Trauer und Wut schließt er sich der Résistance an.

London. Lisette Forestier erträgt es nicht, die Gräueltaten des Krieges untätig mit anzusehen. Mutig beschließt die junge Frau, ihre Heimat zu verlassen, um in Paris für den englischen Geheimdienst zu arbeiten: Sie muss das Herz eines deutschen Offiziers gewinnen – und alles dafür tun, um den Feind zu Fall zu bringen.

Paris. In den Wirren des Krieges lernen sich Luc und Lisette kennen – und lieben. Doch ihre Gefühle füreinander drohen ihre Missionen zu verraten und bringen ihrer beider Leben bald schon in größte Gefahr ...

Autorin

Fiona McIntosh wuchs in England auf, verbrachte aber viele Jahre ihrer Kindheit in Westafrika. Sie gab ihren Beruf als PR-Managerin auf, um zu reisen, und entschloss sich 1980, in Australien zu bleiben. Sie hat weltweit bereits zahlreiche Romane und Kinderbücher veröffentlicht und gilt als eine der beliebtesten australischen Autorinnen. Wenn sie nicht auf der Suche nach neuen Ideen ihrer Reiselust folgt, lebt Fiona McIntosh mit ihrer Familie in Adelaide.

Fiona McIntosh

Der Duft der verlorenen Träume

Roman

Aus dem Englischen
von Theda Krohm-Linke

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
The Lavender Keeper bei Michael Joseph, Penguin Group (Australia)



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

I. Auflage
Deutsche Erstausgabe April 2014
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © Fiona McIntosh 2012
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung und -motiv: www.buerosued.de
Redaktion: Angela Troni
Herstellung: sam
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37712-1

www.blanvalet.de

Gewidmet der Familie Crotet:

Marcel, Françoise, Laurent, Severine und vor allem Louis,
der mit sechzehn Jahren schon ein Maquisard war.

Wir haben an einem Sommernachmittag in der Provence mit
ihm gegessen und Freundschaft geschlossen.

Teil I

I

12. Juli 1942

Luc liebte dieses Licht auf dem Lavendel, im Sommer, kurz vor Sonnenuntergang. Die Hecke am Feld leuchtete smaragdgrün, wurde schließlich zu einem dunklen Wachtposten, und die Kieswege zwischen den violetten Flächen waren nur noch Schattenflecken. Die hoch aufragenden Lavendelblüten faszinierten ihn immer noch. Sein Blick fiel auf eine wilde Mohnblume. Kein Wunder, dass die Künstler im Sommer in Scharen in diese Gegend einfallen, dachte er ... oder es früher zumindest getan haben, bevor die Welt verrückt geworden und in Bombenhagel und Geschützfeuer explodiert ist.

Die junge Frau neben ihm machte den obersten Knopf ihrer fadenscheinigen Sommerbluse zu. Einige Strähnen ihrer langen roten Haare fielen ihr übers Gesicht und verdeckten ihre graugrünen Augen, aus denen sie ihn gereizt musterte. »Du bist sehr still«, sagte Catherine.

Luc fuhr blinzelnd aus seiner Träumerei auf und schaute sie schuldbewusst an. Für einen kurzen Moment hatte er vergessen, dass sie überhaupt da war. »Ich bewundere nur die Landschaft«, sagte er leise.

Betrübt verzog sie das Gesicht und strich sich die Kleidung glatt. »Ich wünschte, du würdest mich und nicht deine Lavendelfelder meinen.«

Er grinste, aber es schien sie nur wütend zu machen. Es war

offensichtlich, dass Catherine unbedingt heiraten und Kinder haben wollte – das wollten alle Mädchen aus dem Dorf. Catherine ist hübsch und viel zu nett, dachte Luc zerknirscht. Nicht alle Frauen in seinem Leben waren so großzügig gewesen, doch Catherine sah ihm alles nach, weil sie mehr wollte. Sie hatte es verdient – oder zumindest hatte sie etwas Besseres verdient. Sie wusste, dass er sich auch mit anderen Frauen traf, aber sie schien die bewundernswerte Fähigkeit zu besitzen, ihre Eifersucht zu unterdrücken. Das hatte er noch bei keiner Frau erlebt.

Er strich ihr ein paar violette Blüten aus dem Haar und küsste sie auf den Nacken. »Hmm«, sagte er, »du riechst nach Lavendel.«

»Es überrascht mich, dass mich keine Biene gestochen hat. Vielleicht sollten wir mal überlegen, ob ein Bett nicht besser wäre?«

Er spürte, worauf ihre Frage abzielte. Es war Zeit zu gehen. Mit einer fließenden Bewegung erhob er sich und reichte ihr die Hand. »Ich habe dir doch gesagt, dass die Bienen kein Interesse an dir haben. Frag Laurent. Sie sind nur gierig nach Pollen.« Er machte eine ausholende Armbewegung. »Das hier ist ihr jährliches Festmahl, außerdem müssen sie einer Königin dienen, ihre Brut großziehen und Honig machen.«

Sie blickte ihn nicht an, sondern schnallte ihren Gürtel um die schmale Taille. »Es ist sowieso nicht dein Lavendel, Luc. Er gehört deinem Vater«, sagte sie mürrisch.

Luc seufzte innerlich. Er überlegte, ob er ihr die Wahrheit sagen sollte. Bald würden es sowieso alle wissen. »Mein Vater hat mir alle Felder geschenkt, Catherine.«

»Was?« Ihr Kopf fuhr hoch. Stirnrunzelnd blickte sie ihn an.

Luc zuckte mit den Schultern. Er konnte noch nicht einmal genau sagen, ob seine Schwestern es schon wussten – allerdings wäre es ihnen sowieso egal –, aber Catherines feindseliger Ton

machte ihn wütend. »Als mein Vater das letzte Mal zu Hause war, hat er sie mir vermacht.« Es war nicht richtig, dass er sich so über ihre offensichtliche Verwirrung freute.

»Alle?«, wiederholte sie ungläubig.

Er setzte ein hilfloses Grinsen auf. »Es war seine Entscheidung, nicht meine.«

»Damit bist du einer der größten Landbesitzer im Luberon. Wahrscheinlich sogar der größte.« Es klang anklagend.

»Ja, vermutlich«, erwiderte er. »Ich soll die volle Verantwortung für den Lavendelanbau übernehmen. Er muss geschützt werden, gerade jetzt.« Luc wandte sich zum Gehen, damit auch sie mit nach Hause kam. »Mein Vater verbringt mehr Zeit in Paris mit seinen anderen Geschäften als hier ... außerdem bin ich in Saignon aufgewachsen. Er nicht. Mir steckt der Ort im Blut. Und der Lavendel war immer schon meine Leidenschaft. Er dagegen hat nichts dafür übrig.«

Sie betrachtete ihn hungrig. Jetzt hatte sie noch einen weiteren Grund, ihn festzuhalten. Aber je mehr sie auf der Verbindung bestand, desto mehr wich er zurück. Es war nicht so, dass er Catherine nicht mochte, immerhin war sie witzig, sinnlich und anmutig. Bestimmte Aspekte ihres Charakters dagegen schätzte er gar nicht, vor allem missfielen ihm ihr Zynismus und ihr Mangel an Empathie. Er konnte sich noch gut daran erinnern, wie sie als Jugendliche einen stotternden Jungen aus dem Dorf ausgelacht hatte, und er wusste, dass sie die Gerüchte über die arme Hélène aus dem nächsten Weiler in die Welt gesetzt hatte. Nicht zuletzt hatte er beobachtet, wie sie sich von der schlimmen Lage der Franzosen unter dem deutschen Regime distanziert hatte. Ihr war bisher nichts passiert, und Luc fand ihre Ansichten borniert. Sie redete nie von Träumen, immer nur von praktischen Dingen – Ehe, Sicherheit, Geld. Catherine kreiste ausschließlich um sich selbst.

»Ich kann an nichts anderes mehr denken als daran, wie sich diese Felder so produktiv wie möglich machen lassen. In diesen Zeiten darf man nicht allzu weit vorausplanen«, erklärte er diplomatisch. »Zieh nicht so ein Gesicht.« Zärtlich strich er ihr über die Wange.

Kalt schlug sie seine Hand weg. »Luc, Saignon mag in deiner Seele sein, aber du hast es ganz sicher nicht im Blut.«

Wenn die Dinge nicht so liefen, wie Catherine es wollte, dann teilte sie kräftig aus. Ihre Anspielung war zwar grausam, doch Luc kannte sie zur Genüge. Er war ein Waisenkind, und die meisten Dorfbewohner wussten, dass er keiner von ihnen war. Allerdings hätte er genauso gut in der Familie Bonet zur Welt kommen können – sie hatten ihn im Alter von wenigen Wochen zu sich genommen, ihm ihren Namen gegeben und das große rosafarbene Haus am Dorfplatz zu seinem Zuhause gemacht.

Er war hellhäutiger als der Rest der Familie, außerdem größer und breitschultriger als jeder andere Mann im Apt. Über seine Herkunft wusste er jedoch nur, dass er als Säugling ausgesetzt und von seinem alten Sprachlehrer gefunden worden war. Dieser Mann hatte ihn nach Saignon gebracht, wo Golda Bonet, die erst kürzlich ein Kind bei der Geburt verloren hatte, seinen winzigen Körper an ihrer Brust und in ihrer Familie willkommen geheißen hatte.

Niemand wusste, wo er hergekommen war, und ihm selbst war es egal. Er liebte seinen Vater Jacob, seine Mutter Golda und seine Großmutter Ida ebenso sehr wie seine dunkelhaarigen Schwestern. Sarah, Rachel und Gittel waren alle drei zierlich und ebenso attraktiv wie ihre Mutter. Luc, mit dem ausgeprägten Kinn, dem symmetrischen, kantigen Gesicht und den durchdringenden blauen Augen stand wie ein goldener Riese zwischen ihnen.

»Warum bist du so wütend, Catherine?«, fragte er und versuchte, ihren Angriff abzuwehren.

»Du hast versprochen, wir würden verlobt sein bis ...«

»Das habe ich nie versprochen.« Er beobachtete, wie sie ihre ganze Willenskraft aufbrachte, um sich zu beherrschen, und unwillkürlich bewunderte er sie.

»Aber du hast gesagt, wir würden eines Tages vielleicht heiraten.«

»Ich habe als Antwort auf *deinen* Heiratsantrag ›vielleicht eines Tages‹ gesagt. Das ist keine Zusage. Du warst damals auf Streit aus, genau wie jetzt.«

Ihre großen Augen funkelten vor Wut, doch sie nahm sich zusammen. »Lass uns nicht streiten, Liebster«, sagte sie zärtlich und begann, sein Hemd zuzuknöpfen. Ihre Finger streiften über seine Haut.

Luc liebte Catherine nicht ... und er wollte in dieser chaotischen Welt, in der sie lebten, auch keine Ehefrau haben. Wenn nicht mit Catherine, dann konnte er sich genauso gut mit Sophie oder Aurelie aus den Dörfern in der Umgebung im Heu – oder im Lavendel – wälzen oder vielleicht sogar mit der sanften Marguerite aus Apt.

»Warum lächelst du?«, fragte Catherine.

Er konnte ihr schlecht sagen, wie sehr ihn ihre manipulative Natur amüsierte. »Deine Wangen sind gerötet. Du bist immer am hübschesten nach ...«

Sie legte ihm die Hand auf den Mund. »Bitte, mach eine ehrbare Frau aus mir.« Sie strich ihren Rock glatt. »Wir brauchen noch nicht mal eine Verlobung, lass uns einfach heiraten, dann können wir uns als *monsieur* und *madame* im Ehebett lieben ...«

»Catherine, hör auf. Ich habe im Moment nicht die Absicht, irgendjemanden zu heiraten. Wenn dir das so viel Kummer bereitet, dann müssen wir eben aufhören, uns zu sehen.«

Ihr Gesichtsausdruck war jetzt nicht mehr verträumt, sondern sie kniff die Augen zusammen und presste die Lippen in stummer Wut aufeinander.

»Wir befinden uns im Krieg«, erinnerte er sie. »Frankreich ist von den Deutschen besetzt.«

Sie blickte sich um und heuchelte Erstaunen. »Wo?«

Ihre oberflächliche Sicht der Dinge versetzte Luc einen Stich der Enttäuschung. Hier oben blieben sie von den deutschen Soldaten relativ verschont, aber die Briefe seines Vaters aus Paris klangen immer besorgter. Die Leute im Norden – in den besetzten Gebieten – litten unter großem ökonomischen und sozialen Druck, was sich auch auf die Einwohner der Hauptstadt auswirkte.

»Viele von denen, die während der Invasion hierher geflohen sind, sind längst nach Norden zurückgekehrt«, sagte Catherine höhnisch. »Alle Pariser sind wiedergekommen. Das weißt du doch! Die Leute haben keine Angst.« Sie zuckte mit den Schultern. »Uns hier geht das nichts an. Warum sollten wir uns Gedanken machen?«

»Sie sind zurückgegangen«, erwiderte er, »weil sich alles so hoffnungslos anfühlt. Ihr Zuhause, ihre Freunde, ihre Existenz ist in der besetzten Zone. Sie sind aus Angst um ihr Leben in den Süden geflohen, aber dann wollten sie sich lieber damit arrangieren, unter den Boches zu leben.« Er spuckte aus, als er die Deutschen erwähnte. »Die Leute aus dem Norden haben keine Chance. Das heißt noch lange nicht, dass es ihnen gefällt oder dass wir die Deutschen unterstützen müssen.«

»Du solltest aufpassen, dass dich Gendarme Landry nicht bei solchen Reden erwischt.«

»Ich habe keine Angst vor Pierre Landry.«

Erschreckt blickte sie ihn an. »Sei vorsichtig, Luc. Er ist gefährlich.«

»Du solltest lieber vorsichtig sein, wenn du alle seine Forderungen erfüllst. Ich weiß, dass deine Familie ihm jeden Monat ein Huhn gibt, damit er euch gewogen bleibt.«

Catherine blickte sich nervös um. »Du kriegst noch Probleme, wenn du weiter so redest. Ich will nicht erschossen werden, weil ich den Marschall denunziert habe.«

»Marschall Petain war ein Held im Großen Krieg, aber der Aufgabe, unsere Nation zu führen, war er nicht gewachsen. Vichy ist ein Witz, und jetzt werden wir von einer Nazi-Marionette regiert. Laval tanzt doch nach Hitlers Pfeife, er zerstört unsere großartige Demokratie und übernimmt die totalitären ...«

Catherine hielt sich die Ohren zu. Da sie aufrichtig besorgt wirkte, hörte Luc auf. Sie war ein einfaches Mädchen vom Land, das glaubte, für Frankreich sei es am besten, der Miliz der Vichy-Regierung zu gehorchen. In gewisser Hinsicht hatte sie vielleicht sogar recht – jedoch nur, wenn man sich damit zufriedengab, einer Bande gieriger, rassistischer Tyrannen zu gehorchen, die Frankreich seiner souveränen Rechte beraubten. Ein Kollaborateur! Allein bei dem Wort drehte sich ihm der Magen um. Er hatte nicht gewusst, wie stark sein politisches Empfinden war, bis sein Vater ihm erzählte, wie es war, als Paris – Paris! – von deutschen Soldaten eingenommen worden war. Dass seine geliebte Hauptstadt die Türen geöffnet hatte und wie ein geprügelter Hund vor Hitlers plündernden Truppen zurückgewichen war, hatte ihn desillusioniert, wie so viele junge Franzosen. Nach all den bisherigen Heldentaten war es ihm undenkbar vorgekommen, dass Frankreich jemals kapitulieren könnte.

Seine Bitterkeit war in Hass auf die Deutschen umgeschlagen, und immer wenn deutsche Soldaten seinem Zuhause nahe gekommen waren, hatte Luc gehandelt.

Es war seine Idee gewesen, die Quelle zu blockieren, die angeblich auf die Römer zurückging und den berühmten Brunnen im Ort speiste. Als die deutschen Soldaten, erschöpft und durstig von dem steilen Aufstieg, nach Saignon kamen, war die Quelle versiegt. Alle Dorfbewohner beobachteten, wie sich die

Soldaten mit dem stehenden Wasser am Grunde des Brunnens begnügen mussten, das für die Pferde und Esel im Dorf reserviert war. Bei einer anderen Gelegenheit hatten er und Laurent die Deutschen auf ihren Motorrädern an der Weiterfahrt gehindert, indem sie einen Baum so fällten, dass er quer über die Straße stürzte. Ein kleiner Sieg nur, aber Luc freute sich, als die Soldaten sich ratlos die Köpfe kratzten und umdrehten.

»Eines Tages bringe ich einen Deutschen für dich um, Catherine«, versprach Luc, der das Feuer, das in ihm zu lodern begann, nicht ersticken konnte.

»Ich hasse es, wenn du so etwas sagst. Es macht mir Angst.«

Er fuhr sich mit der Hand durch die Haare. Sie verstand nicht das Geringste von Politik, und er benahm sich wie ein Kraftprotz. Wenn das Luberon sich zurückhielt und die deutschen Truppen weiterhin mit Lebensmitteln versorgte, dann konnte dieser ländliche Teil der Provence den Krieg vielleicht unbeschadet überstehen.

»Es tut mir leid, dass ich dich aufgeregt habe«, sagte er sanfter. »Sollen wir nicht ...« Weiter kam er nicht, weil eine vertraute Stimme nach ihm rief.

Laurent tauchte auf, atemlos und erhitzt. Keuchend beugte er sich vor. »Wusst ich doch, wo ich dich finde«, japste er. Catherine bedachte er mit einem schüchternen Blick. Lucs Erfolg bei den Mädchen beeindruckte ihn sehr.

»Was ist los?«, fragte Luc.

»Deine Eltern.«

»Was ist mit ihnen?« Luc zog sich sofort der Magen zusammen. Seit einiger Zeit verfolgte ihn der Alptraum, dass seine gesamte Familie getötet wurde, sozusagen als Strafe der Deutschen für seine schlimmen Gedanken.

»Sie sind wieder zu Hause!«, sagte Laurent aufgeregt. »Ich soll dich holen kommen.«

»Wie bitte?« Luc konnte es nicht glauben. »Sie sind in Saignon?«

Laurent blickte ihn an, als wäre er blöde. »Wo denn sonst? Sie sind gerade im Dorf und umarmen und küssen alle. Nur du fehlst noch.«

Jetzt zog sich Lucs Magen aus anderen Gründen zusammen. Er küsste Catherine leidenschaftlicher als sonst. »Wir sehen uns bald, ja?«

»Wann?«, fragte sie.

»Am Samstag.«

»Heute ist Samstag!«, fuhr sie ihn an.

»Dann am Montag, versprochen.« Er griff nach ihr, aber sie schlug seine Hand weg.

Sie warf Laurent, der rasch ein paar Schritte zurückwich, einen wütenden Blick zu. »Luc, sag mir eines: Liebst du mich?«

»Liebe? In diesen ungewissen Zeiten?«

Catherine stieß einen verzweifelten Laut aus. »Ich war geduldig, denn ich dachte, wenn du mich liebst, wirst du mich auch heiraten, früher oder später. Ich muss doch an eine Zukunft glauben. Liebst du mich?«, stieß sie hervor.

Sein langes Schweigen sagte alles. »Nein, Catherine.« Er wandte sich ab.

Sie blieb wie erstarrt stehen. Zorn schoss in ihr hoch. »Das Geld deiner Familie mag dich stolz und arrogant machen, Luc, aber du bist genauso verletztlich wie wir anderen«, warnte sie ihn.

Laurent verzog besorgt das Gesicht bei ihren Worten. Verzweifelt blickte er Luc nach, dann wandte er sich an Catherine. »Soll ich dich nach Hause bringen?«

»Ich finde den Weg alleine, Monsieur Martin«, sagte sie in schneidendem Tonfall.

Laurent errötete.

Sie zuckte mit den Schultern. »Na gut, wenn du willst.«

Laurent schwieg, als sie den Hügel hinaufstiegen. Er blickte sich nicht einmal um, als sein Hemd an einem Ast hängen blieb. Er hörte zwar, dass es zerriss, doch im Moment spielte nichts eine Rolle. Wichtig war nur, dass er neben der Frau ging, die er seit seiner Kindheit geliebt hatte.

Die Szene mit Catherine war schnell vergessen. Das rasche Gehen hatte Luc einen klaren Kopf beschert, und als er oben auf dem Hügel ankam, war er froh, dass er endlich reinen Tisch gemacht hatte.

Die kleine Gitel sah ihn zuerst. »Luc!«, jauchzte sie, rannte auf ihn zu und warf sich in seine Arme.

Er grunzte laut. »Was geben sie dir in Paris bloß zu essen? Wie groß du geworden bist!«, sagte er, wobei er sich in Wahrheit Gedanken darüber machte, wie schwächlich sie war. Er wirbelte sie herum. Die Neunjährige war ein fröhliches Mädchen, allerdings sehr klein für ihr Alter, und ihre Augen lagen tief in den Höhlen. Luc verwöhnte sie nach Kräften, obwohl seine älteren Schwestern ihn immer warnten, er würde damit ihre Einstellung zum Leben ruinieren. Ach was, dachte er, seit 1939 konnte sowieso kein Kind mehr unbeschadet in Paris aufwachsen. Am liebsten wäre ihm gewesen, ihre Eltern hätten sie in Saignon gelassen. Gitel war intelligent und wollte unbedingt in ihrem preisgekrönten Lycée in Paris bleiben. Sie hatte ein gutes Gehör für Musik, eine süße Stimme und liebte das Theater. Ihr Traum war es, einmal einen großen Roman zu verfassen, doch Luc war der Einzige, der sie ermunterte, ihre Geschichten aufzuschreiben. Ihr Vater bestand darauf, dass sie sich mit Naturwissenschaften beschäftigte, ihre Mutter brachte ihr Nähen bei, und ihre Schwestern machten sich über ihre Verträumtheit lustig.

»Hast du Englisch geübt?«, wollte Luc wissen. »Die Welt wird dich auf Englisch lesen wollen.«

»Natürlich«, erwiderte sie in perfektem Englisch. »Was ist mit deinem Deutsch?«

Sein Vater hatte darauf bestanden, dass er Deutsch lernte. Er glaubte, die Sprache helfe seinem Sohn im Lavendelgeschäft. Luc stellte die Weisheit seines Vaters gar nicht in Frage, aber er hatte seine Deutschkenntnisse im Dorf geheim gehalten.

»Natürlich«, murmelte er. Er küsste seine Schwester auf den Scheitel. »Glaubst du etwa, der alte Wolf ist müde geworden? Deine Miss Bonbon lässt ihren Schülern wahrscheinlich wesentlich mehr durchgehen.«

Gitel kicherte. »Bourbon«, korrigierte sie ihn.

Er zupfte sie am Zopf und zwinkerte ihr zu.

Gitels Miene wurde ernst. »Papa ist nicht glücklich. Wir mussten überstürzt in Paris aufbrechen. Er hat uns kaum schlafen lassen, und wir durften nicht im Hotel übernachten. Wir haben im Auto geschlafen, Luc! Mama ist völlig erschöpft.«

Luc warf seinem Vater einen Blick zu. Er sah ihm die Anspannung an, obwohl die harte Linie um seinen Mund unter dem buschigen grauen Bart kaum zu erkennen war. Gerade gab Jacob Bonet der Haushälterin Anweisungen und unterhielt sich gleichzeitig freundlich mit einem der Nachbarn. Luc kannte ihn jedoch viel zu gut. Er merkte ihm die tiefe Besorgnis an.

Erneut krampfte sich sein Magen zusammen. Er spürte förmlich, dass schlechte Nachrichten bevorstanden. Es lag in der Luft, genauso wie der richtige Zeitpunkt für die Lavendelernte, den ihm der Wind ins Ohr flüsterte. Seine geliebte Saba beharrte darauf, dass der Lavendel mit ihm – und nur mit ihm – sprach. Für sie besaßen die kostbaren Pflanzen magische Eigenschaften. Luc amüsierte sich zwar über ihre fantastischen Vorstellungen, hatte jedoch nicht das Herz, ihr zu widersprechen.

Er beobachtete, wie sie aus dem Haus gehumpelt kam, um beim Gepäck zu helfen, das die Familie mit nach Süden gebracht

hatte, vom Lieblingsstuhl seiner Mutter bis hin zu Kisten voller Bücher. Saba murmelte leise vor sich hin wegen der unerwarteten Störung, aber sie freute sich bestimmt, dass nun alle zu Hause waren. Zwei Jahre waren sie und Luc jetzt allein gewesen.

Die Hände seiner Großmutter waren groß für ihre zierliche Gestalt, die jetzt, mit siebenundachtzig, sogar noch mehr geschrumpft war. Zwar waren sie verkrümmt und knotig von der Arthritis, aber sie waren liebevoll, immer bereit, ihrem Enkel über die Wange zu streicheln oder ihm zärtlich zu drohen, wenn er sie neckte. Trotz der Schmerzen in ihren Gelenken tanzte sie noch für ihr Leben gern. Manchmal nahm Luc sie vorsichtig wie ein Vögelchen in die Arme und drehte sich mit ihr im Takt der Musik. Sie wussten beide, wie sehr sie es liebte.

»Nur beim Walzer konnte ein junges Paar sich berühren, und selbst durch die Handschuhe fühlte ich, wie die Finger deines Großvaters glühten«, sagte sie immer zu Luc und funkelte ihn verschmitzt an.

Ihre einst schwarzen Haare waren jetzt grau, und sie trug sie immer zu einem festen Knoten geschlungen. Er konnte sich nicht erinnern, seine Großmutter jemals mit offenen Haaren gesehen zu haben.

Gitel ließ eine Kiste fallen, und Luc sah, wie die winzige Frau, die er so sehr liebte, entsetzt die Hände rang.

»Nicht so schlimm, Saba. Es sind doch nur Bücher!« Luc trat hinter seine Großmutter und umarmte sie. »Jetzt musst du noch mehr hungrige Mäuler stopfen«, sagte er und bückte sich, um sie auf die Wange zu küssen. »Soll ich ein paar Kaninchen fangen?«

Sie tätschelte ihm die Wange. »Nein, wir haben genügend Hühner, die wir rupfen können. Aber ich könnte ein wenig frischen Lavendel gebrauchen«, flüsterte sie. Er grinste sie an. Er mochte es, wenn Saba ihre Gerichte mit Lavendel würzte.

»Ich bringe dir welchen«, versprach er und drückte einen weiteren Kuss auf ihren Scheitel.

Seine älteren Schwestern umarmten ihn fest. Schockiert stellte er fest, wie dünn sie waren. Zu seinem Entsetzen begann seine Mutter zu weinen, als sie ihn sah. Sie war fast gar nicht mehr vorhanden – so hinfällig und zerbrechlich wirkte sie.

»Mein Junge, mein Junge«, sagte sie klagend.

Auf ein solches Wiedersehen war er nicht vorbereitet gewesen. »Warum weinst du?« Er lächelte seine Mutter an. »Wir sind doch alle zusammen und in Sicherheit.«

Sie winkte ab, als könne sie nicht sprechen.

»Geh hinein, meine Liebe«, sagte Jacob mit der zärtlichen Stimme, die seiner Frau vorbehalten war. »Wir schaffen das schon alleine. Mädchen, helft eurer Mutter. Ich muss mit eurem Bruder sprechen.«

»Lass mich ...«, begann Luc, aber sein Vater legte ihm die Hand auf den Arm.

»Komm, gehen wir ein Stück.« So ernst hatte Luc seinen jovialen Vater noch nie erlebt.

»Wohin geht ihr denn?«, beklagte sich Sarah leise. »Wir sind doch gerade erst angekommen.«

Luc lächelte seine älteste Schwester an. Er versuchte, sich sein Erschrecken über ihr Aussehen nicht anmerken zu lassen. »Ich bin gleich wieder da«, flüsterte er ihr zu. »Ich will alles über Paris wissen.«

»Sei vorsichtig mit deinen Wünschen«, warnte Sarah, und ihre traurige Stimme schnitt Luc ins Herz.

Luc ging neben seinem Vater her. Auch er wirkte so dünn, als könnte er jeden Moment zerbrechen. »Es ist schön, dass ihr alle wieder da seid, aber wenn wir es vorher gewusst hätten, hätten wir etwas vorbereiten können.« Er legte dem älteren Mann den Arm um die Schultern, und noch nicht einmal die Kleider konnten die spitzen Knochen verbergen.

»Keine Zeit«, erwiderte Jacob brüsk. »Wo ist Wolf? Ich habe ihm eine Nachricht geschickt.«

»Wir wollten heute Abend gemeinsam essen. Saba kocht sein Lieblingsgericht.«

»Gut. Ich muss mit ihm reden.« Seufzend blickte sein Vater auf. »Früher bin ich diesen Hügel hinaufgerannt.«

Auch Luc war der langsame Schritt seines Vaters schon aufgefallen. »Geht es dir gut, Papa?«

Erstaunt stellte er fest, dass die Lippen seines Gegenübers bebten. »Ich weiß nicht, mein Sohn. Auf jeden Fall freue ich mich, dich zu sehen.« Er hängte sich bei Luc ein. »Und jetzt hilf mir diesen verfluchten Hügel hinauf. Ich möchte von unserem Ausguck auf mein Lieblingstal schauen.«

Schweigend gingen sie weiter. Luc führte seinen Vater durch die kleinen Gassen des Dorfes. Es roch nach Essen, und durch die offenen Fenster drang das Geplauder der Anwohner. Langsam bewältigten die beiden Männer den stetigen Anstieg. Als sie oben ankamen, war die Sonne bereits untergegangen, aber die Abende in der Provence waren hell. Es würde noch lange nicht

dunkel werden. Luc half seinem Vater, sich hinzusetzen, und versuchte, seine Verwirrung zu verbergen, während er es ihm zwischen den Felsen bequem machte.

Jacob Bonet schwieg lange. Er war noch nicht ganz siebzig und den größten Teil seines Lebens Geschäftsmann gewesen, auch wenn er einst als Lavendelbauer angefangen hatte. Jacob war mit dem Land nicht so verwachsen wie Luc. Der Reichtum der Familie gründete zwar auf Lavendel, aber er hatte sein Erbe und seine Ersparnisse mit Geschick und Bedacht eingesetzt. In Lucs Alter hatte er bereits Verwalter eingestellt. Er hätte den Hof verkaufen können, doch er war sentimental und behielt ihn. Luc war glücklich darüber, zumal Lavendel immer profitabler wurde, je mehr die Parfümindustrie wuchs. Jacob dagegen lag die harte Arbeit auf den Feldern nicht, er beschäftigte sich lieber mit Investitionen und Zahlen. Eigentlich dürfte er in dem Alter körperlich noch nicht so geschwächt sein, dachte Luc verzweifelt.

Erst jetzt, da sie von hier oben über das Land seiner Vorfahren blickten, merkte Luc, wie traumatisiert sein Vater wirkte. Seine Haut war leichenblass und spannte sich dünn über den abgemagerten Körper.

Luc fühlte sich beinahe schuldig, dass er stark und muskulös – und gebräunt war. »Das Leben in Paris bekommt unserer Familie nicht«, bemerkte er.

»Ich muss an die Ausbildung deiner Schwestern denken, Luc. Hier in Saignon gibt es nichts für sie. Kannst du dir vorstellen, dass Sarah oder Rachel ihre Intelligenz nicht nutzen kann? Und Gitel? Sie braucht das große Angebot in Paris.« Sein Vater schaute ihn an. »Wir alle brauchen es. Dort mache ich meine Geschäfte.« Er senkte den Kopf. »Habe ich meine Geschäfte gemacht.« Jacob schloss die Augen und atmete tief ein. »Was riechst du?«

Diese Frage hatte er in Lucs Kindheit ständig gestellt, aber

Luc konnte nie genug davon bekommen. Er dachte an die glücklicheren Zeiten, in denen sie über ihr malerisches Tal geschaut hatten, über die Felder und Obstgärten, die Olivenhaine und Zypressen, die tiefblau in die Dämmerung emporragten.

Er räusperte sich. »Lavendel natürlich«, antwortete er. »Und heute Abend duftet der Thymian besonders stark. Aber ich rieche auch Rosmarin, Minze und einen Hauch von Salbei. Oh, und Madame Blanc hat ihren Eintopf schon in den Ofen geschoben.«

»Mmm.« Sein Vater nickte. »Sie hat diesmal besonders viel Majoran hineingetan.«

Luc lächelte. »Du bist bestimmt nicht mit mir hierhergegangen, um über Kräuter zu reden.«

»Nein. Ich wollte mich nur einen Moment lang der Illusion hingeben, dass sich nichts geändert hat, dass das Leben immer noch einfach und sicher ist.«

»Papa, sag es mir. Warum seid ihr so überstürzt nach Hause gekommen?«

In der Ferne läutete die Glocke von Sainte Marie. Die romanische Kirche begrüßte seit dem Mittelalter die Pilger nach Italien und Spanien und verlieh ihrem winzigen Dorf einen gewissen Glanz.

Jacob zog eine Pfeife aus der Tasche und klopfte die Asche auf einem Stein aus. Erst jetzt bemerkte Luc das Stück gelben Stoff, das in Form eines Sterns auf das Jackett seines Vaters genäht war. Erschreckt sah er, dass das Wort »Jude« mit Tinte darauf geschrieben war.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte er.

»Wir haben das jetzt schon seit etwa einem Monat an, mein Sohn.« Sein Vater zuckte mit den Schultern. »Der Erlass ist Anfang Juni in Kraft getreten. Wo immer wir sind, müssen wir es tragen.«

Wütend sprang Luc auf. »Sie haben unser Volk doch schon aus jeder zivilen Stellung entfernt, aus der Industrie, dem Handel ...«

Sein Vater beendete die Aufzählung für ihn. »Aus der Rechtsprechung, der Medizin, den Banken, den Hotels, dem Baugewerbe und sogar der Bildung. Benjamin Meyer hat sich bis heute nicht davon erholt, dass er seinen Lehrstuhl an der Universität verloren hat. Aber es wird ständig schlimmer. Mehr und mehr Besitz wird konfisziert, und die Demütigungen nehmen zu. Bisher ist es mir gelungen, unsere Mädchen vor dem Schlimmsten zu bewahren, doch selbst ich kann sie nicht mehr schützen.«

»Dann bist du also für immer nach Hause gekommen? Hier ist die Familie in Sicherheit.«

Sein Vater lächelte traurig. »Da bin ich mir nicht so sicher, mein Sohn. Nicht, seit die neue Schutzhaft in Kraft getreten ist.«

Luc starrte ihn an. Er hatte plötzlich das Gefühl, jemand schnüre ihm die Luft ab. »Schutzhaft?« Er wusste genau, was das Wort bedeutete, aber es ergab keinen Sinn.

»Das ist die großzügige Methode der Gestapo, um uns Juden zu beschützen. Allerdings verbirgt sich hinter dem Wort Schutzhaft nur die Tatsache, dass wir alle in Haft verschleppt werden.«

»Verschleppung?«

»Es sind nicht allein die Nazis. Auch unsere französischen Verwalter sind schuld.«

»Das Generalkommissariat für Jüdische Angelegenheiten war immer ...«

Sein Vater spie auf den Boden, und Luc schwieg schockiert.

»Sie sind korrupt und geldgierig!«, stieß Jacob hervor. »Vichy führt freudig antijüdische Verordnungen aus und achtet so sorgfältig darauf, dass nichts von den konfiszierten Gütern in deutsche Hände fällt, dass die meisten unserer Freunde aus den be-

setzten Gebieten mittlerweile entweder mittellos oder bereits in Vernichtungslager abtransportiert worden sind.« Sein Vater stieß ein trauriges Lachen aus. »Wir haben es ihnen viel zu leicht gemacht. Wie gehorsame Schafe haben wir alles getan, was sie von uns verlangt haben. Sogar zur Stadtverwaltung sind wir gegangen und haben bereitwillig unsere eigenen, die Namen unserer Eltern, unserer Kinder und unsere Adressen angegeben. Sie haben vollständige Listen von allen Juden in Paris. Wahrscheinlich sogar von allen Juden in ganz Frankreich.«

»Das ist doch nur eine Liste«, sagte Luc.

Jacob packte ihn am Ärmel. »Das ist nicht nur eine Liste, mein Sohn. Es sind Informationen. Und die bedeuten Macht. Seit ich neunzehn bin, habe ich mein eigenes Unternehmen gehabt, und ich habe gelernt, dass Informationen alles sind. Deshalb habe ich dir auch die Lavendelfelder übertragen. Du solltest von Anfang an lernen, wie es ist, Verantwortung zu übernehmen. Geld gibt dir das Gefühl, unbesiegbar zu sein, aber es ist ein brüchiger Schild, wie du jetzt sehen kannst. Mein ganzes Geld schützt mich nicht wirklich, wenn ich es brauche. Information, das ist die wahre Macht. Die Behörden haben alle Macht, weil wir ihnen gesagt haben, wie sie uns finden können, wie viele Kinder wir haben. Sogar ihre Fotografien haben wir ihnen gegeben. Sie haben unseren Besitz konfisziert, unsere Gemälde, unser Silber, die Stühle, auf denen wir saßen, die Tische, an denen wir gegessen haben. Niemand unternimmt etwas dagegen!«

Luc wartete. Sein Atem ging stoßweise, als Jacob fortfuhr: »Dank Information sind wir am Leben geblieben. Ich wusste, wie wichtig es war, aus Paris herauszukommen, weil ich die richtigen Leute dafür bezahlt habe, mich zu informieren. Ich habe auch andere gewarnt, aber nicht alle glaubten mir, und sie werden einen schrecklichen Preis dafür bezahlen. Trotzdem können

sie uns immer noch verfolgen. Sie können Jagd auf uns machen, als wären wir tatsächlich das Ungeziefer, für das sie uns halten.« Die Stimme des alten Mannes brach, und er schlug die Hände vors Gesicht.

Luc schluckte. Es war alles noch viel schlimmer, als er befürchtet hatte.

»Kannst du es glauben?«, fragte sein Vater. »Gefangenenlager für aufrechte, gottesfürchtige Patrioten, die für Frankreich gekämpft haben. Sie werden jetzt in Scheißblöchern wie Drancy eingesperrt!«

So hatte Luc seinen Vater noch nie reden hören. Doch es war keine Wut mehr in Jacobs Stimme, und Luc wurde klar, dass er nur seinem Kummer Ausdruck verlieh.

»Alles begann im elften Arrondissement. Sie haben Tausende von Juden zusammengetrieben und sie nach Drancy gebracht. Das war im letzten Jahr die offizielle Eröffnung, könnte man sagen. Aber es kommt noch schlimmer. Denk an meine Worte!«

»Warum hast du mir nichts gesagt?«, fragte Luc schockiert.

Sein Vater zuckte mit den Schultern. »Was hättest du denn tun sollen? Ich brauche dich hier, damit du dich um den Hof kümmerst. Viele Menschen hängen mit ihrem Einkommen von uns ab.«

Die Worte waren zwar wahr, dennoch klangen sie hohl in Lucs Ohren. »Die Mädchen, sie ...«

»Sarah will Kunstgeschichte studieren. Sie möchte einmal unterrichten.« Er gab einen kleinen, erstickten Laut von sich. »Sie lassen überhaupt keine Juden mehr an der Universität zu! Rachel weiß, was los ist, aber sie will vor deiner Mutter nicht darüber reden und weigert sich, ihre Musik zu spielen. Gitel ...« Er lächelte unendlich traurig. »Sie darf so lange wie möglich nichts erfahren. Es wird immer schlimmer werden.«

»Hör auf, so zu reden, Papa. Die Familie ist hier in Sicherheit, das verspreche ich dir.«

Jacob stieß einen verzweifelten Laut aus. »Hör auf zu träumen!«

Luc wusste nicht, wie er reagieren sollte, aber es bestand kein Zweifel daran, dass Jacob Bonets Informationen korrekt waren. Der Glaube seiner Familie machte das Alltagsleben im besetzten Paris mittlerweile so hart, dass sie unmöglich dort bleiben konnten.

Sein Vater zog an seiner Pfeife und schloss die Augen, um den kurzen Trost zu genießen.

»Dann ist die Wohnung in Saint-Germain also ...«

»Beschlagnahmt«, erwiderte sein Vater düster, ohne die Augen zu öffnen. »Den Deutschen gefällt das linke Seine-Ufer sehr gut. Wir haben in den letzten Monaten bei Freunden gewohnt.«

»Was?«

»Ich wollte dich nicht unnötig beunruhigen, bevor ich nicht mehr wusste.«

Sein Vater, normalerweise ein äußerst optimistischer Mann, klang so niedergeschlagen, dass Angst in Luc aufstieg.

»Was für ein Tag ist heute?«, fragte Jacob.

»Samstag.«

»Dann ist es jetzt genau vierzehn Tage her.«

Luc runzelte die Stirn. »Was ist denn vor zwei Wochen passiert?«

»Du weißt sicher, dass die Kommission für Jüdische Angelegenheiten alle deutschen Regelungen anstandslos genehmigt hat?«

Luc nickte. Dass sie jedoch ebenso entschlossen wie Hitler waren, das jüdische Volk zu vernichten, hatte er nicht begriffen. So kritisch Luc den Deutschen gegenüberstand, sein Hass war in zunehmendem Maße auf die französische Miliz in der Region gerichtet. Sie waren sichtbarer und verlangten den Menschen in

den Provinzen mehr ab als jeder Soldat. Die deutschen Soldaten, die er gesehen hatte, waren meistens Jungen mit rosigen Gesichtern, glatt rasiert und freundlich. Sie waren genauso wenig aufs Töten aus wie er.

Sein Vater fuhr fort: »In den Geschäften müssen Schilder stehen, dass sie von Juden geführt werden, das Reich hat den Juden hohe Steuern auferlegt. Wir dürfen nicht mehr überall einkaufen. Die Parks sind für uns tabu, und für Gitels Freundinnen ist es gefährlich, mit ihr zu spielen. Solange wir alle Gesetze befolgt haben und nicht zu sehr in Erscheinung getreten sind, konnten wir bisher jedoch relativ sicher leben.«

»Und jetzt?«

»Inzwischen wird jüdischer Besitz grundsätzlich konfisziert. Familien werden vertrieben. Es ist unvorstellbar, obwohl ich nicht so überrascht sein sollte, wenn man bedenkt, welche Gerüchte wir aus Polen gehört haben.«

Luc runzelte die Stirn. »Vertrieben, und dann?«

»Sie werden eingepfercht, Luc. Viele unserer Männer, die zu Beginn des Krieges noch in der Fremdenlegion gekämpft haben, sind deportiert worden, um die Eisenbahn in der Sahara zu bauen. Wir hätten besser zuhören sollen, als sie letztes Jahr verkündet haben, dass Juden nicht mehr auswandern dürfen.«

»Aber Vater, wohin denn? Warum solltest du denn auswandern wollen?«

Jacob Bonet lächelte seinen Sohn liebevoll an. »Ich habe euch alle im Stich gelassen. Ich hätte wenigstens die Mädchen weg schicken sollen, als ich 1939 noch die Möglichkeit dazu hatte. Aber ihr wart noch so jung, und wenn ich deine Mutter auch fortgeschickt hätte, hätte es ihr das Herz gebrochen. Ich hätte sie vielleicht alle mit einem Schiff nach Amerika reisen lassen sollen. Jetzt kommen sie möglicherweise an einen Ort wie Drancy.«

»Drancy hat kein Interesse an unserer Familie«, grollte Luc.

»Glaubst du wirklich, dass die Gestapo mit den Juden schon fertig ist? Drancy ist von Stacheldraht umgeben. Um Paris herum gibt es allein fünf neue Lager. Letztes Jahr haben sie dort vierzig Insassen abgeschlachtet, um sich für einen Aufstand zu rächen. Sie verachten uns, wollen uns loswerden. Und mit loswerden meine ich nicht, dass wir aus Paris oder der Provence verschwinden sollen. Sie wollen uns auslöschen.« Die Stimme seines Vaters bebte. »Sie werden uns jagen, und wir können nirgendwohin fliehen. Ich habe es versucht, mein Junge, glaub mir. Ich, Jacob Bonnet, bin noch nicht mal in der Lage, für meine Töchter eine sichere Passage zu organisieren, um sie aus Europa wegzubringen. Frankreichs Türen sind verschlossen, und unsere sogenannte Regierung hat den Schlüssel weggeworfen. Laval ist entschlossen, dem totalitären Nazi-Regime zu folgen und alle Juden in Lager zu sperren. Angeblich sind Lager wie Drancy und Austerlitz nur Übergangsgefängnisse.«

Lucs Nackenhaare richteten sich auf. Er wollte die Frage eigentlich nicht stellen, aber sie drängte sich über seine Lippen. »Wofür?«

»Für die Endlösung«, murmelte sein Vater und packte seine Pfeife fester. »Ich habe gehört, dass schon nächste Woche zahlreiche Verhaftungen in Paris stattfinden sollen. Niemand ist sicher, kein Jude wird verschont werden. Zuerst haben sie nur Zigeunerinnen verhaftet, dann Ausländer – doch das war nichts als eine Vernebelungstaktik. Frankreich hat begonnen, seine Juden in Arbeitslager im Osten des Landes zu deportieren, allerdings geht das Gerücht, dass jene, die für die deutsche Kriegsmaschinerie nicht von Nutzen sind, einfach getötet werden.« Er blickte Luc in die Augen. »Bis auf dich.«

»Ich?«, fragte Luc überrascht. »Ja, als Landwirt kann ich ihnen natürlich von Nutzen sein ...«

Jacob schnaubte. »Ich meinte nicht ...« Seufzend brach er ab.

Luc schaute ihn frustriert an. »Papa, das sind doch alles nur Gerüchte. Was für einen Sinn würde es denn ergeben, ein ganzes Volk auszulöschen?«

Jacob blickte seinen Sohn an, als zweifle er an seinem Verstand. »Europa soll von der jüdischen Bevölkerung befreit werden. Ich weiß, dass einige Leute von Drancy schon an einen Ort namens Auschwitz-Birkenau in Polen gebracht worden sind.«

»Ein neues Arbeitslager?«

»Möglicherweise ist es ein Arbeitslager, ganz sicher ist es jedoch ein Ort des Todes ...« Jacob hob die Hand, damit Luc ihn nicht unterbrach. »Erst vor vierzehn Tagen habe ich einen Artikel gelesen, den jemand nach Paris geschmuggelt hat. Er ist in *The Telegraph* erschienen. Darin ist von Massenermordungen an Juden in Auschwitz die Rede. Das Blatt ist eine angesehene britische Zeitung, und die Nachrichten sind aus dem polnischen Untergrund zur Exilregierung in London gelangt. Die Nazis töten Juden systematisch zu Zehntausenden. Sie beginnen mit den Alten, Kranken, ganz Kleinen und Hilflosen – die Starken und Belastbaren lassen sie für sich arbeiten, bis sie nicht mehr können, und dann werden auch sie umgebracht.«

Luc wurde es übel. »Hör auf, Papa!«

»Hör mir zu! Das ist kein Gerücht. Das ist eine Tatsache. Wir reden hier von Völkermord.«

Sie blickten einander an. Jacob zornig in seiner Verzweiflung, Luc außer sich vor Wut über das Schicksal, das seinem Volk drohte.

»Jacob?«, rief jemand.

»Ah, Wolf.« Jacob drehte sich lächelnd um, um seinen alten Freund zu begrüßen, der gerade den Hügel erklommen hatte.

Wolf hatte ein kürzeres Bein, aber er war groß und kräftig gebaut. Eine Strickjacke spannte sich über seinen runden Bauch. Er war das genaue Gegenteil von Jacob Bonet, mit dünnen, frü-

her einmal rötlichen Haarsträhnen, die unter seinem Strohhut hervorlugten. Wie Jacob hatte auch Wolf die Krawatte gelockert und trug ein gebügeltes Hemd mit offenem Kragen, das vom Aufstieg ein wenig verschwitzt war. Sein Atem ging schnell von der Anstrengung, dennoch grinste er breit.

»Himmel, Jacob. Bist du es wirklich?«, keuchte er, als er auf sie zuhumpelte.

»Ja, ich bin es«, erwiderte Jacob und erhob sich mühsam. »Komm, lass dich richtig begrüßen.«

Die beiden Männer umarmten einander und traten dann jeder einen Schritt zurück, um den anderen anzusehen.

»Die Jahre sind nicht spurlos an dir vorübergegangen, mein Freund«, sagte Wolf sichtlich erschreckt. »Pass bloß auf, dass dich der Abendwind nicht umbläst!«

»Pass du lieber auf dich auf, alter Mann!«, brummte Jacob liebevoll.

Wolf küsste Jacob auf beide Wangen. »Es macht mich glücklich, dich zu sehen.«

»Ich hatte ernsthafte Bedenken, ob wir es heil bis hierher schaffen.«

»Geht es den Frauen gut?«

Jacob nickte. »Noch ja, Wolf, noch ja.«

Luc half ihnen, sich hinzusetzen.

Wolf blickte ihn an. »Wie geht es dir, mein Junge?«, sagte er und fügte auf Deutsch hinzu: »Ist alles gut?«

»Ich will jetzt nicht Deutsch sprechen!«, erwiderte Luc heftig. »Ich will es nie wieder sprechen.«

»Hör mir zu«, grollte Jacob. »Es könnte dir das Leben retten, wenn du Deutsch sprichst.« Er wandte sich an Wolf. »Hat er geübt?«

»Geübt? Luc kann fluchen wie ein Einheimischer.«

Sein Vater runzelte die Stirn. »Wieso?«

»Er treibt sich ständig in Apt herum.«

»Ich habe dort keine Soldaten gesehen.«

»Sie kommen und gehen«, sagte Wolf. »Sie ziehen die L'Isle-sur-la-Sorgue vor. Warum, liegt auf der Hand.«

Luc war erst kurz vor Kriegsausbruch das erste Mal in L'Isle-sur-la-Sorgue gewesen, aber er wusste, wie schön die Stadt war. Sie hatte ihren Namen von dem Flüsschen Sorgue, dessen kaltes, schnell dahinfließendes Wasser eine Quelle speiste, die schon immer die reichen Leute in den Ferien angezogen hatte. Jetzt war der Ort voll mit lauten, trinkfesten Deutschen, die Urlaub hatten.

Der Himmel allein wusste, wie es Jacob gelungen war, seine Familie nach Süden zu bringen, ohne Schwierigkeiten mit den Soldaten zu bekommen. Auch wie er an genügend Benzin gekommen war, war Luc ein Rätsel, aber er wagte nicht, danach zu fragen. Selbst hier, so weit entfernt von Paris, wusste jeder, wie schwer es war, aus der deutschen Besatzungszone nach Vichy-Frankreich zu fahren. Wahrscheinlich spielte Geld doch noch eine große Rolle.

»Hast du direkt mit deutschen Soldaten gesprochen?«, fragte Wolf.

Luc zuckte mit den Schultern. »Ich höre ihnen einfach zu. Wenn ich mit ihnen spreche, mische ich französische Wörter in meine Sätze, damit es sich ungeschickter anhört. Dann klinge ich so wie jeder hier.«

»Gut«, erwiderte sein Vater. »Du hast dich nie vorgestellt, oder? Keiner von ihnen kennt deinen Namen?«

Luc blickte ihn verwirrt an. »Nein, natürlich nicht. Ich habe nicht die Absicht, mich mit den Deutschen anzufreunden. Warum fragst du?«

»Ich versuche nur, dir das Leben zu retten«, erwiderte Jacob.

Luc schlug die Augen nieder. Mittlerweile war es dunkel ge-

worden, und im Dorf gingen die Lichter an. In der Ferne leuchteten die Lichter des größeren Ortes Apt wie glitzernde Punkte auf einem schwarzen Samtteppich. Er mochte diese Landschaft sehr und war nur zum Militärdienst vor sechs Jahren einmal länger weg gewesen. Im Gegensatz zu vielen anderen jungen Männern hatte die Zeit fern von zu Hause in ihm keine Wanderlust geweckt, sondern höchstens seine Leidenschaft für den Lavendelanbau verstärkt.

»Mach dir keine Sorgen um mich, Papa. Wir müssen uns eher Gedanken um Maman, Saba und die Mädchen machen.«

Die nächsten Worte seines Vaters waren so furchtbar, dass Luc sie kaum begreifen konnte.

»Ich fürchte, für sie ... für uns ist es zu spät«, erwiderte Jacob leise. »Das gilt nicht für dich, Luc.«

Luc schaute die älteren Männer an. Sein Vater hatte im Großen Krieg in der französischen Legion gekämpft, und Wolf hatte, trotz seines verkrüppelten Körpers, auf der anderen Seite gestanden. Nach dem Krieg hatte er die deutsche Staatsbürgerschaft aufgegeben und war nach Frankreich geflohen. Beide waren sie Überlebende. Wie konnten sie sich nur jetzt schon geschlagen geben?

»Zu spät?«, wiederholte Luc schließlich? »Wir können uns verstecken, wir können ...«

»Das können wir versuchen, aber bei dir wird es anders sein. Die Zeit ist gekommen«, sagte Jacob. »Ich ... ich muss dir etwas gestehen.«

Luc blinzelte. Damit hatte er nicht gerechnet.

Jacob stellte fest, dass seine Pfeife ausgegangen war. Leise fluchend zündete er sie von Neuem an. Die drei Männer schwiegen, und man hörte nur das saugende Schmatzen, mit dem Jacob an seiner Pfeife zog. Schließlich erfüllte das milde, tröstliche Aroma des Tabaks die Luft und mischte sich mit den Essensdüften aus dem Dorf. Es war so friedlich.

Luc griff in die Tasche und zog den Kerzenstummel heraus, den er fast immer bei sich trug. Jacob warf ihm Streichhölzer zu, und bald schon fiel der Schein der flackernden Flamme auf ihre Gesichter. Die beiden älteren Männer wirkten zögerlich ... nein, eher ängstlich.

»Was ist los?«, fragte Luc.

Sie seufzten.

»Was ist?«, wiederholte Luc. Eine seltsame Angst schnürte ihm den Brustkorb zu.

»Luc«, sagte sein Vater schließlich. »Mein geliebter, einziger Sohn.« Spannung hing schwer in der Luft, und in der Nähe schrie klagend eine Eule. »Wir haben dich angelogen.«

Die beiden alten Männer redeten stockend, und wenn einer schwieg oder zögerte, fiel der andere ein. Sie erzählten ihm lange gehütete Geheimnisse von 1918, einem Jahr, wie Jacob ihm zärtlich versicherte, in dem zwei wundervolle Ereignisse eingetreten waren – der Krieg war zu Ende, und Luc war in ihr Leben getreten.

Sie redeten, bis die Glocke vom Kirchturm erneut zur vollen Stunde schlug. Lucs Gedanken überschlugen sich, sein ganzes Leben war auf einmal ein einziges Chaos. Zwar hörte er die Worte, die die vertrauten Stimmen aussprachen, aber er konnte sie nicht wirklich fassen.

»Luc?«, fragte Jacob.

Die Glocke schlug acht Mal. Saba wartete sicher schon ungeduldig mit dem Essen auf sie.

»Luc?«, sagte sein Vater noch einmal. Er klang besorgt.

Seine Schläfen begannen zu pochen. Er presste die Lippen zusammen, weil er sich vor der Frage fürchtete. Aber er musste sie stellen. »Wie heiße ich wirklich?«

Jacob zögerte, und Wolf antwortete für ihn. »Lukas.«

Luc verzog das Gesicht und schloss die Augen. Wie konnten drei simple Buchstaben die Welt auf den Kopf stellen? Und wie konnten die gleichen drei Buchstaben aus einem einfachen Namen, den er bisher gemocht hatte, den Inbegriff des Bösen machen?

Er holte tief Luft. »Und mein richtiger Familienname?«

Wolf räusperte sich. »Ravensburg.«

Abrupt stand Luc auf und wandte sich ab. Wenn ihm jemand ein Messer in die Brust gestoßen hätte, hätte es nicht mehr schmerzen können.

Er war Deutscher.

Ergab nicht auf einmal alles einen Sinn? Seine helleren Haare, die kräftiger gebaute Gestalt? War das der Grund, warum sein Vater stets darauf bestanden hatte, dass er Deutsch lernte, bis er manchmal sogar nachts in dieser Sprache träumte?

»Wer weiß davon?«

Jacob hüstelte. »Deine Mutter, deine Großmutter und Wolf natürlich. Deine Schwestern wissen nur, dass du adoptiert bist. Das kann ich vor niemandem verbergen.«

Wolf sprang ihm bei. »Deine leiblichen Eltern waren gute Menschen. Dein Vater hieß Dieter. Er war jünger, als du heute bist, als er 1918 an der Front umgekommen ist. Deine Mutter Klara war sogar noch jünger, aber sie liebte ihn sehr. Ich habe sie kurz kennen gelernt – sie war schön und zerbrechlich. Bei deiner Geburt war sie schrecklich schwach und hat nur noch wenige Tage gelebt – lange genug, um sich in dich zu verlieben.«

»Der Himmel amüsiert sich anscheinend blendend auf meine Kosten«, sagte Luc düster.

»Rede nicht so, mein Sohn«, sagte Jacob.

»Mein Sohn? Ich bin nicht dein Sohn«, sagte er und schwenkte die große, vergilbte Geburtsurkunde, die Wolf mitgebracht hatte. »Ich war mein ganzes Leben lang ein Betrüger.«

Luc hatte den beiden Männern den Rücken zugewandt. Er starrte über das Tal nach Westen, nach Avignon, wo die meisten Deutschen waren. Er dachte an ihre kräftigen Körper, an ihr Gefühl von Unverwundbarkeit, ihre goldenen Haare und weißen Zähne, die schicken Uniformen und polierten Stiefel. Er dachte daran, wie eines der Mädchen aus Apt, das mit seinen

Eltern nach Avignon gefahren war, von den Männern in Schwarz gesprochen hatte: paramilitärische Soldaten der Schutzstaffel, stramme deutsche SS-Männer, deren Uniformen die unverkennbaren Insignien auf Aufschlägen, Manschetten und Schultern aufwiesen.

Langsam wich der Schock der Wut, und vor seinem inneren Auge sah er, wie er lachende Männer in Uniform tötete. Er konnte nicht sagen, ob es Soldaten oder lokale *milice* waren – für ihn waren sie alle Feinde, alle waren sie für diesen Schmerz verantwortlich.

Wolf verstand ihn anscheinend. Er war für Luc ebenso eine Vaterfigur wie Jacob, und er hatte schon immer in Lucs Herz lesen können. Der alte Mann streckte die Hand aus, um ihn am Arm zu berühren.

»Es gibt Mittel und Wege, um sie zu bekämpfen.« Er wies auf das Dokument in Lucs Hand. »Du siehst deutsch aus, du redest und fluchst wie ein Deutscher, du *bist* Deutscher«, betonte er und tippte auf die Geburtsurkunde. »Nutze das, um dir zu helfen ... um Frankreich zu helfen.«

Verwirrt blickte Luc ihn an. »Wovon redest du?«

Jacob ergriff das Wort. »Hör mir zu, Luc. Sieh mich an!«

Unglücklich blickte Luc seinem Vater in die Augen.

»Ich versuche zu verstehen, wie du dich fühlst. Wenn wir es dir hätten ersparen können, hätten wir es getan. Was spielt es für eine Rolle, wo du herkommst? Im Herzen bist du Franzose, im Geist bist du Jude und ...«

Luc unterbrach seinen Vater. »Und ich besitze die mörderische Seele meiner Landsleute!«

Ein Schlag hallte von den Wänden des winzigen Amphitheaters wider, das die Felsen hier oben bildeten. Erst als er den Schmerz an seiner Wange spürte, wurde Luc klar, dass Wolf ihn geohrfeigt hatte.

»Wag es nicht! Glaubst du, dein lieblicher Vater hatte eine böse Seele? Ich habe seine Briefe gelesen – er war ein junger, verliebter Mann, der seinen Militärdienst geleistet, Befehle befolgt hat und für sein Vaterland gestorben ist. Er wollte nicht töten. Das wollen die wenigsten Soldaten. Dieter wollte bei seiner Frau und seinem Sohn sein. Und die Frau, die dich zur Welt gebracht hat? Gott möge dir vergeben, dass du Klaras Andenken beschmutzt hast. Sie war jung und verängstigt, und sie flehte mich an, dafür zu sorgen, dass du liebend an sie denkst. Du solltest wissen, dass sie dich mehr geliebt hat als ihr Leben. Sie war achtzehn, Luc! Sie wusste, dass sie im Sterben lag, aber ich habe nie gehört, dass sie sich beklagt hätte. Ihre Gedanken und Gebete galten nur dir und Dieters Seele.«

Luc schluckte und blickte zu Boden. Er ertrug die Enttäuschung nicht, die in Wolfs Augen stand. Doch er wollte sich auch nicht vorstellen, dass diese jungen Fremden seine Eltern waren, die ihn geliebt hatten und mit dem Gedanken an ihn gestorben waren.

Wolfs Zorn war noch nicht verraucht. »Glaubst du etwa, ich hätte eine mörderische Seele, Luc? Auch ich bin Deutscher. Oder hast du das vergessen?«

Beschämt senkte Luc den Blick.

»Deine Arroganz erstaunt mich. In diesem dreckigen, hässlichen Krieg geht es nicht um dich!«, fuhr Wolf fort. »Überall in Europa sterben Menschen. Deine Geschichte ist nur eine unter Millionen. Aber du bist einer unter Millionen, der diesen Krieg vielleicht überlebt, wegen seiner Herkunft, wegen der Familie Bonet, die dich aufgezogen, geliebt und dir ihren Namen gegeben hat. Wag es nicht, ihnen jetzt ins Gesicht zu spucken! Sie haben dir das nicht zu ihrem Vergnügen erzählt, sondern um dich zu schützen!«

Wolf wandte sich ab und wischte sich mit zitternder Hand

den Mund ab. Sein Handrücken war bedeckt von Leberflecken, und Luc nahm ihn, vielleicht zum ersten Mal, als den sechsundsiebzigjährigen Mann wahr, der er war.

Luc blickte zu seinem Vater. »Es tut mir leid.«

»Was?«, fragte Jacob überrascht.

»Dass ich nicht wirklich dein Sohn bin.«

Jacobs Augen trübten sich, und Luc hatte das Gefühl, das Herz müsse ihm brechen, als sein Vater sich mühsam erhob. Wolf wollte ihm helfen, aber er wehrte ihn ab. Er humpelte zu Luc und blickte ihm in die Augen.

»Du *bist* mein Sohn – für deine Mutter und mich bist du ein wahrer Sohn, für deine Saba ein Enkel und ein Bruder für deine Schwestern.« Er breitete die Arme aus, und Luc ließ sich weinend von seinem Vater umarmen.

Während Wolf und Jacob schon nach Hause gingen, machte Luc noch einen Umweg. Er hatte seiner Großmutter Lavendel versprochen, deshalb lief er zu einem nahegelegenen Feld, um ein paar Blütenköpfe abzubrechen. Die Nacht war mild, und der Lavendel duftete. Luc wusste, dass es bis zur Ernte nur noch wenige Tage hin war.

Dieses Jahr würde es weit weniger Erntehelfer geben als sonst. Luc hatte gehört, dass die Deutschen auch französische Männer an die Front holen wollten. Er verzog das Gesicht, als er daran dachte.

Im Geiste ging er noch einmal durch, was die beiden alten Männer ihm gerade enthüllt hatten. Fast ein Vierteljahrhundert lang hatten sie es geheim gehalten. Während des Krieges hatten Wolf und seine Frau Solange im elsässischen Straßburg gelebt, nahe der deutschen Grenze. Von dem kürzeren Bein mal abgesehen, war Wolf zu alt gewesen, um an der Front zu kämpfen. Er war Professor für Linguistik an der Universität in Straßburg,

wo er unter anderem Altnorwegisch lehrte. Wolf konnte im Alltag die Sprache so schnell wechseln wie andere Leute die Kleider.

Trotz seiner Position wollte Wolf sich von Deutschland distanzieren, deshalb beschloss er nach Ende des Krieges, Straßburg zu verlassen. Kurz vor seiner Abreise waren Solange und er auf die hochschwängere Klara Ravensburg gestoßen, die mutterseelenallein in den Wehen lag. Sie hatte versucht, von ihrem kleinen Dorf im Schwarzwald nach Frankreich zu gelangen. Auch sie wollte Deutschland verlassen, jenes Land, dem sie die Schuld am Tod ihres geliebten Mannes gab. Am Tag nach Kriegsende hatte Klara die Nachricht erhalten, dass Dieter gefallen war. Er war ein paar Stunden nach dem Waffenstillstand aus Versehen erschossen worden. »Ihre Trauer begann, während auf den Straßen die Menschen ausgelassen feierten«, hatte Wolf mit seiner sanften Stimme gesagt.

Klaras Mutter war schon lange tot, und ihr Vater und ihre Brüder waren alle im Krieg gefallen. Den erneuten Verlust verkraftete sie nicht – ihr Herz war gebrochen. Wie erstarrt verließ sie ohne jegliches Gepäck ihr Heimatdorf und wanderte einfach immer weiter.

Es war Zufall und Glück gewesen, dass sie direkt vor den Augen von Wolfs Frau zusammengebrochen war. »Solange nahm sie mit zu uns nach Hause, badete und fütterte sie, denn sie war nicht mehr in der Lage, auch nur einen Handgriff selbst zu tun. Dann kämmte sie ihr die Haare und sang sie in den Schlaf«, hatte Wolf Luc erzählt.

Mitten in der berauschten, chaotischen Atmosphäre des Waffenstillstands gebar sie einen Jungen. Es war ein kalter, regnerischer Tag Ende November 1918, als Luc auf die Welt kam. Europa begann gerade erst zu begreifen, dass der Weltkrieg vorbei war. Kurz darauf starb Klara.



Fiona McIntosh

Der Duft der verlorenen Träume

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37712-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2014

In einer Zeit größter Gefahr riskieren sie ihr Leben – und ihre Liebe

Provence, 1942. Wenn Luc Bonet durch die duftenden Lavendelfelder seiner Familie streift, scheint ihm der Krieg in weiter Ferne. Doch dann werden seine Eltern von den Nazis verschleppt. Voller Wut und Verzweiflung schließt Luc sich der Resistance an und begegnet in Paris der geheimnisvollen Lisette Forestier. Die beiden verlieben sich, doch Lisette verfolgt eine ganz eigene Mission. In den Wirren des Krieges, umgeben von Tod und Verrat, bergen ihre leidenschaftlichen Gefühle füreinander vielleicht die größte Gefahr für ihrer beider Leben ...

 [Der Titel im Katalog](#)